

Marie Lacrosse

MONTMARTRE

Licht und Schatten



GOLDMANN

Marie Lacrosse

MONTMARTRE

Licht und Schatten

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe April 2025

Copyright © 2025 by Marie Lacrosse

Copyright Deutsche Erstausgabe © 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Montasser Medienagentur, München

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign

Umschlagmotive: © Richard Jenkins – rjenkins.co.uk;

© angkhan, Inga Av, francodelgrando, seesulajular/stock.adobe.com;

© Digimanselector/shutterstock.com

Redaktion: Marion Voigt

Karte: © Peter Palm

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

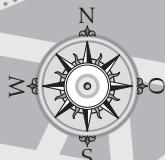
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20654-4

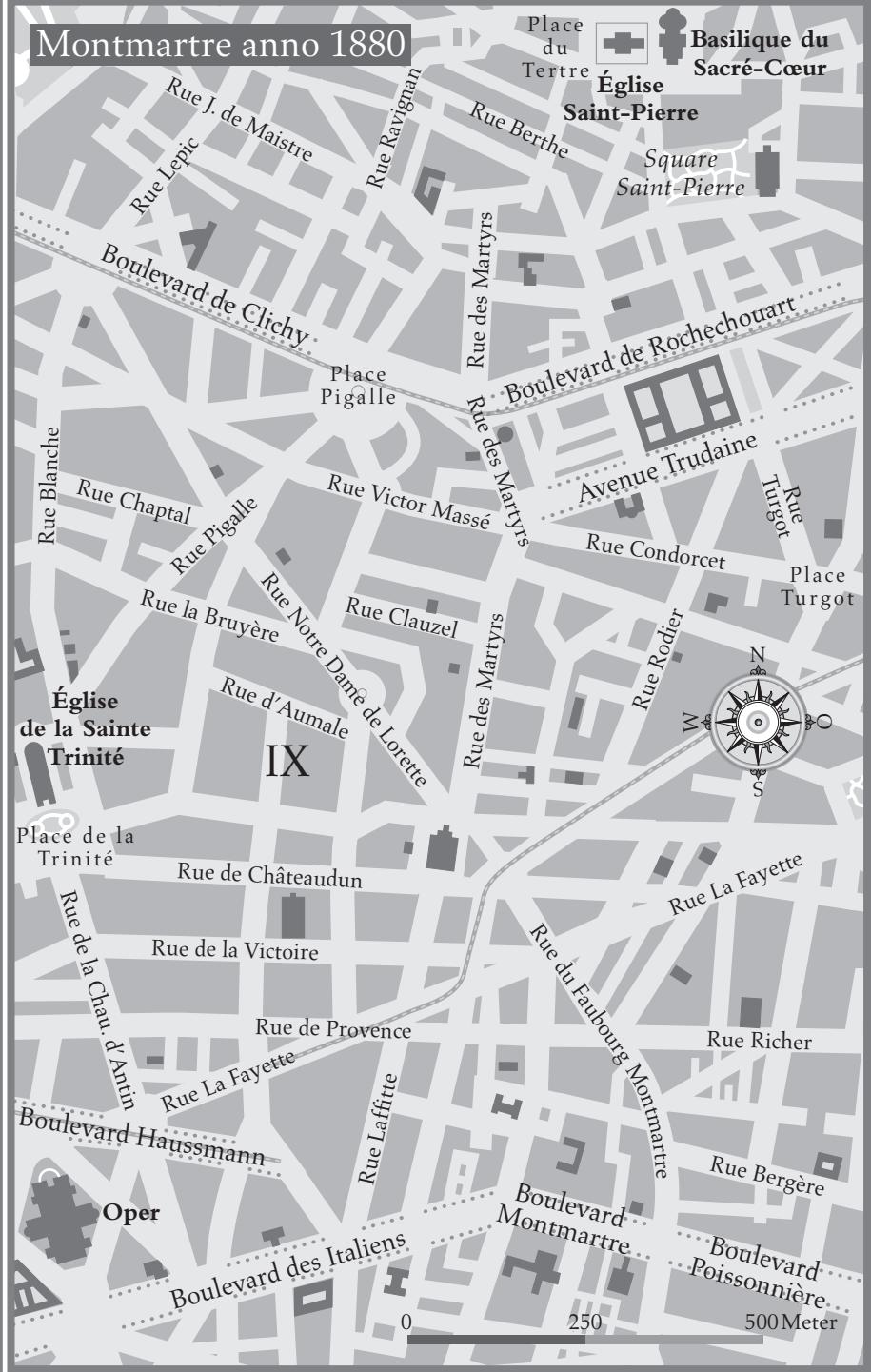
www.goldmann-verlag.de

*Für meine Familie
zum Dank für ihre fortdauernde Unterstützung*

Montmartre anno 1880



Montmartre anno 1880



Betrachtet man Fotos des Montmartre vom Ende des 19. Jahrhunderts, so glaubt man, ein Dorf irgendwo weit vom Pariser Zentrum vorzufinden und keinesfalls einen Stadtteil in Sichtweite von Seine und Eiffelturm.

ESPRIT MONTMARTRE



Montmartre – kein anderer Ort wies um 1900 eine solche Dichte an hochkarätigen Künstlerpersönlichkeiten auf wie dieses besondere Pariser Viertel.

ESPRIT MONTMARTRE



»Er hat noch kein Bild gegen Geld verkauft, sondern tauscht seine Arbeit gegen andere Bilder.«

»Es ist schade, dass ihm sein Charakter dermaßen im Wege steht.«

THEO VAN GOGH ÜBER SEINEN BRUDER VINCENT
WÄHREND SEINES AUFENTHALTS IN MONTMARTRE 1886–1888,
KATALOG DES KRÖLLER-MÜLLER MUSEUMS



In Toulouse-Lautrec hat der Montmartre seinen eigentlichen Maler gefunden.

PARIS MONTMARTRE



»Sie hat ein Vertrauen in sich, das niemand sonst besitzt, mal lächelnd, mal schüchtern, kühn oder katzenhaft, geschmeidig wie ein Handschuh.«

HENRI TOULOUSE-LAUTREC ÜBER LA GOULUE,
THE MOULIN ROUGE

∞ Dramatis Personae ∞

*Es werden nur die für die Handlung bedeutsamen Figuren aufgeführt. Historische Persönlichkeiten sind mit einem * gekennzeichnet.*

ELISE LAMBERTS FAMILIE

Elise Lambert, älteste Tochter
André Renard, ihr Verlobter
Jeanne Lambert, ihre Mutter
Jacques Morin, ihr Vater
Simone Lambert, ihre jüngere Schwester
Marianne, Jeannes Ziehmutter

VALÉRIE DUMAS' FAMILIE UND HAUSPERSONAL

Valérie Dumas, einzige Tochter
Alphonse Dumas, ihr Vater, Inhaber einer Kunstgalerie
Amélie Dumas, ihre Mutter
Victoria und Gérôme Dumas,
Valéries Großeltern väterlicherseits
Cecile und Bernard Valbert,
Valéries Großeltern mütterlicherseits
Simon, Hausdiener
Marie, Hausmädchen

(HISTORISCHE) PERSÖNLICHKEITEN AUS DER CANCAN-SZENE

Louise Weber*, genannt **La Goulue**, Tänzerin

Valentin*, genannt **der Knochenlose**,

Tanzpartner von La Goulue

Charles Tazzini*, Geliebter von La Goulue

Marquis de Biron*, Geliebter von La Goulue

Lucienne Beuze*, genannt Grille d'Égout, Tänzerin

Joseph Oller*, Besitzer des Moulin Rouge

Marcel Hebert, Direktor des Élysée Montmartre

Bernard Miller, Direktor des Élysée Montmartre,

sein Nachfolger

Charles Desteuque*, Journalist

(HISTORISCHE) PERSÖNLICHKEITEN AUS DER KUNSTMALERSZENE

Pascal Didier, Kunstmaler und Valéries Geliebter
(Figur in Anlehnung an den Maler **Émile Bernard***)

Baptiste Germain, Kunstmaler

(Figur in Anlehnung an den Maler **Jean-Léon Gérôme**)

Henri de Toulouse-Lautrec*, Kunstmaler,

Mitglied des Hochadels

Vincent van Gogh*, niederländischer Kunstmaler

Suzanne Valadon*, Aktmodell und spätere Kunstmalerin

Henri Gervex*, Kunstmaler

Pierre-Auguste Renoir*, Kunstmaler

Edgar Degas*, Kunstmaler

Paul Gauguin*, Kunstmaler

Camille Pissarro*, Kunstmaler
Theo van Gogh*, Kunsthändler und Vincents jüngerer Bruder
Père Tanguy*, Farbenhändler, Förderer
avantgardistischer Malerei
Paul Durand-Ruel*, Kunsthändler
Fernand Cormon*, Kunstmaler und Leiter der
gleichnamigen Kunstakademie
Agostina Segatori*, ehemaliges Malermodell
und Inhaberin des Café Tambourin
Carmen Gaudin*, genannt **Red Rosa**, Modell von
Henri de Toulouse-Lautrec

WEITERE HISTORISCHE PERSÖNLICHKEITEN MIT BEDEUTUNG FÜR DEN ROMAN

(in alphabetischer Reihenfolge)

Aristide Bruant*, Chansonnier und Inhaber
des Cabarets Le Mirliton
Robert Coutelas*, Sittenwächter
Gustave Eiffel*, Erbauer des Eiffelturms
Ferdinand de Lesseps*, Erbauer des Suez- und des Panama-
kanals
Louise Michel*, Pariser Kommunardin und Anarchistin
Maxime Lisbonne*, Besitzer der Taverne du Bagne und Anar-
chist
Rodolphe Salis*, Inhaber des Cabarets Chat Noir
Madeleine Weber*, La Goulues Mutter

WEITERE FIKTIVE PERSONEN MIT BEDEUTUNG FÜR DEN ROMAN

Père Zacharie, Amélie Dumas' Beichtvater
und Priester in Sacré-Coeur
Pierre Lombard, sein Neffe
Luc Colbert, Zuhälter

IM ROMAN GENANNTEN HISTORISCHE PERSÖNLICHKEITEN OHNE AKTIVE ROLLE

(in alphabetischer Reihenfolge)

Georges Ernest Jean Marie Boulanger*,
französischer General und Aufrührer
Alexandre Cabanel*, Kunstmaler
Georges Clemenceau*, Politiker und Staatsmann,
späterer Ministerpräsident
Camille Corot*, Kunstmaler
Georges-Eugène Haussmann*, bis 1870 Präfekt des
Departements Seine; Stadtplaner und Umgestalter von Paris
Édouard Manet*, Kunstmaler
Eric Satie*, Pianist und Komponist
Paul Signac*, Kunstmaler
Charles Frederick Worth*, Modedesigner, Begründer
der Haute Couture
Émile Zola*, Romancier

❖ Prolog ❖

AUF DEM MAQUIS VON MONTMARTRE

20. JUNI 1866

Jeanne spürte das erste Ziehen im Unterleib, als sie den schweren Wassereimer aus dem Brunnen zog. Erstaunt setzte sie das Gefäß ab und befühlte ihren hochschwangeren Bauch. Die Hebamme Marianne hatte ihr doch vor wenigen Tagen gesagt, es sei frühestens in zwei Wochen so weit. Hatte sich die erfahrene Alte etwa geirrt?

Ach was, beruhigte sich Jeanne, das Kleine hat mich wahrscheinlich inwendig getreten. Sie hängte die schweren Eimer zu beiden Seiten an das Tragegestell und bückte sich, um es sich auf die Schultern zu heben. Als sie sich aufrichtete, zog es erneut. Diesmal deutlich heftiger als zuvor.

Mit sorgenvoll gekrauster Stirn schleppte Jeanne ihre Last die steile unbefestigte Gasse empor, die zu ihrer Hütte mitten im Maquis von Montmartre führte. Der Maquis hoch oben auf der Butte, wie man die höchste Erhebung von Montmartre nannte, war eine von Trampelpfaden durchzogene Freifläche. Zum Teil war sie unbebautes, mit Unkraut überwuchertes Ödland, zum Teil standen einfache Bretterbuden in unregelmäßigen Abständen nebeneinander.

In diesen Elendsquartieren hausten Bewohner aus der ärmsten Bevölkerungsschicht von Paris. Sie waren im Sommer der Hitze, im Winter der Eiseskälte in den zugigen Hütten schutzlos aus-

geliefert. Es gab keine Abritte, man verrichtete seine Notdurft hinter den Büschen in der Nähe der Hütten. Der nächste Brunnen war meist mehrere Hundert Meter entfernt.

Jacques Morin, mit dem die achtzehnjährige Jeanne Lambert seit einem Jahr zusammenlebte und von dem sie ihr erstes Kind erwartete, hatte ihre Behausung, die nur aus einem einzigen Raum bestand, selbst gezimmert. Je näher Jeanne ihrem ärmlichen Obdach kam, desto stärker machte sich der Gestank der benachbarten Abdeckerei bemerkbar. Dort wurden jeden Tag mindestens ein Dutzend Pferdekadaver gehäutet, und in den dadurch entstehenden Blutseen züchtete der Besitzer Würmer, die er als Köder an Angler verkaufte.

Wie üblich summten dichte Fliegenschwärme über dem Gelände.

Als Jeanne sich ihrer Hütte näherte, entdeckte sie zu ihrem Ärger, dass der verschlissene Vorhang, der im Sommer tagsüber den Eingang verschloss, ein Stück zur Seite gezogen war. Sie seufzte vernehmlich. Wahrscheinlich hatte Jacques in ihrer Abwesenheit die Hütte aufgesucht und den Vorhang nicht ordentlich zugezogen. Einen Teil der Fliegen würde sie nun auch in der Hütte vorfinden, wo sie sich an Jeanes wenigen Essensvorräten gütlich taten.

Jeanne setzte die schweren Wassereimer ab und betrat die Hütte. Tatsächlich erhob sich eine schwarze Wolke der Insekten von der Brotdose und dem Kochtopf. Beide Gefäße standen offen. Der Kochtopf auf dem winzigen Öfchen, das gleichzeitig als Herd und im Winter als Heizung diente, war leer, ohne Jeanes Mittagessen. Jacques hatte offenbar den Rest Erbsensuppe verzehrt, anstatt seiner Arbeit als Zimmermann nachzugehen.

In den letzten Monaten schwänzte Jacques seine Arbeitsstelle immer wieder und trieb sich stattdessen in den Kneipen herum,

die es in reichlicher Anzahl auf dem Hügel von Montmartre gab. Erst als Jeanne sich nach ihren Waschgeräten bückte, fiel ihr das Stroh auf, das vor ihrer Lagerstatt auf dem hart gestampften Lehmboden verstreut war. Ein eisiger Schrecken durchfuhr sie. Schwerfällig drehte sie sich zu dem Strohsack hin, der als Matratze diente. In seinem Innern bewahrte Jeanne den gerin- gen Lohn auf, den sie mit ihrer Arbeit als Wäscherin verdiente.

Als sie den Strohsack wendete, bestätigten sich ihre schlimmsten Befürchtungen. Der Schlitz in dem harten Leinen, den sie sorgfältig mit Nadeln zugesteckt hatte, war aufgerissen. Im Stoff klaffte ein breites Loch. Als sie mit der Hand hineinfuhr und panisch herumtastete, fand sie den Beutel mit den wenigen Münzen nicht mehr. Es waren kaum fünf Francs gewesen, die sie dort vor Jacques versteckt hatte, um sie nach der Geburt zur Verfügung zu haben. Vom Munde abgespart, damit sie die Hebamme bezahlen und beim Trödler etwas zum Anziehen für das Kind kaufen konnte.

Denn die Hemdchen, Mützchen und Schühchen, die sie abends nach einem harten Tag am Waschfass beim schlechten Licht einer einzigen Kerze gestrickt, gehäkelt und genäht hatte, waren schon vor Wochen Jacques' Trunksucht zum Opfer gefallen. Er hatte sie ins Pfandhaus getragen und die wenigen Sous, die er dafür erhielt, noch am gleichen Abend versoffen.

»Dieser Mistkerl!«, schrie Jeanne nun in ihrer hilflosen Wut laut auf. Im selben Augenblick durchzuckte sie ein stechender Schmerz. Eine warme Flüssigkeit rieselte ihre Schenkel hinab. Sie konnte sich gerade noch auf den beschädigten Strohsack schleppen, bevor die nächste Wehe sie übermannte.

Zwei Stunden später drängte sich das schwarz behaarte Köpfchen ihres Töchterchens aus ihrem Leib.

»Was für ein Glück, dass ich zufällig vorbeikam, um dir etwas Ziegenmilch zu bringen.«

Die alte Hebamme Marianne, bei der Jeanne auf der Butte gewohnt hatte, bevor sie mit Jacques in die eigene Bretterbude gezogen war, tätschelte ihr die schweißbedeckte Stirn.

Zuvor hatte sie Jeanne tatkräftig bei der Entbindung geholfen, die Nabelschnur durchtrennt und das kleine Mädchen in ein saubereres Tuch gewickelt. Dann legte sie es Jeanne an die Brust.

»Wie soll sie denn heißen?«, fragte sie nun.

»Ich will sie Elise nennen, nach meiner verstorbenen Mutter.« Marianne nickte beifällig. »Ein schöner Name.«

»Aber diesen Schuft solltest du noch heute rauswerfen«, fügte sie mit grimmigem Gesichtsausdruck hinzu. »Er hat dir nichts als Unglück gebracht. Wie ich es dir von Anfang an ...« Marianne stockte und biss sich auf die Lippen.

»Sprich es nur aus!«, entgegnete Jeanne resigniert. »Es ist wahr, du hast mich vor dem Taugenichts von Anfang an gewarnt.«

»Er neigte schon als Junge zur Trunksucht«, bestätigte Marianne. »Wie seine beiden Eltern, die mehr Branntwein als Wasser tranken, wann immer sie es sich leisten konnten..«

Jeanne wich dem Blick der Hebamme aus.

»Doch heute ist es die *Grüne Fee*«, sagte die alte Frau erbittert. »Nicht nur teurer, sondern auch viel teuflischer als Schnaps.«

Grüne Fee nannte man im Volksmund den Absinth, ein alkoholisches Getränk, das seinen typischen Geschmack den darin enthaltenen Gewürzen Wermut, Anis und Fenchel verdankte. Die grüne Farbe stammte von zugesetzten Kräutern wie Minze oder Melisse. Man verdünnte es in den Schenken zwar mit Wasser, Absinth war aber trotzdem ungleich stärker als Bier oder Wein und sogar viele Sorten Schnaps.

»Leider ist der Kerl mit seinen schwarzen Locken und blauen

Augen anscheinend unwiderstehlich für die Weiber«, fuhr die Alte in ihrer Tirade fort, als Jeanne noch immer schwieg.

Seufzend stand die Hebamme auf. »Wenigstens das hat er der Kleinen vererbt. Die wird mal eine richtige Schönheit, wirst sehen.«

Als Jeanne ebenfalls Anstalten machte, sich zu erheben, drückte Marianne sie sanft, aber bestimmt auf das Lager zurück. »Untersteh dich!« Sie hob warnend den Zeigefinger. »Du bleibst jetzt den ganzen Tag liegen und ruhst dich aus. Heute Abend seh ich noch mal nach dir.«

»Aber ... die Wäsche«, protestierte Jeanne schwach. »Ich hab's Madame George versprochen, sie heute zu schrubben.«

»Da wusste ja noch niemand, dass das Kleine es so eilig hat, auf die Welt zu kommen. Mach dir keine Sorgen! Ich geh bei der George vorbei und sag ihr Bescheid.«

»Aber ... Jacques hat doch meinen ganzen Lohn gestohlen«, protestierte Jeanne noch einmal. »Ich muss doch was verdienen, um das Kind zu ernähren. Und dich will ich auch bezahlen.«

Marianne schürzte die Lippen. »Um mich mach dir mal keine Sorgen, Jeanine!« Sie wies auf Jeanes volle Brust, aus der ein Tropfen Milch sickerte. »Das Kleine ist auch gut versorgt. Und du hast die Ziegenmilch, die ich dir mitgebracht habe. Ein wenig Brot hat der Schuft dir auch noch gelassen. Das sollte erst mal reichen. Nach der Geburt soll man ohnehin nicht gleich zu viel essen. Heute Abend bring ich dir eine kräftige Brühe mit«, versprach sie, bevor sie sich unter die niedrige Türöffnung bückte und Jeanne zum Abschied zuwinkte.

Die blieb noch eine halbe Stunde liegen. Dann stand sie mühsam auf und legte ihr Töchterchen auf dem Strohsack ab. Hinter dem Vorhang verborgen, lugte sie rechts und links den Trampelpfad entlang, konnte Marianne jedoch nirgends entdecken.

Erst dann schlüpfte sie hinaus, klaubte einen Arm voll Reisig zusammen, der auf einem Haufen neben der Bretterbude lag, und entzündete damit hinter der Hütte ein Feuer. Darüber hängte sie einen großen Topf an einen Dreifuß und erwärmte nach und nach das Wasser, das sie morgens vom Brunnen geholt hatte. Topf für Topf füllte sie ins Waschfass in einer Ecke der Hütte.

Als das Fass voll war, griff sie nach einem Laken, das sie schon am frühen Morgen in einer Bütte eingeweicht hatte, und begann, es mit Kernseife einzureiben und über dem Waschbrett zu schrubben.

Schließlich muss das Leben ja weitergehen, dachte sie, während sie wegen ihrer Schmerzen im Unterleib die Zähne zusammenbiss. Auch wenn es die alte Marianne noch so gut mit mir meint.

EINE VORNEHME WOHNUNG AM BOULEVARD DE CLICHY

20. JUNI 1866, AM GLEICHEN TAG



Alphonse Dumas zuckte zusammen, als ein weiterer schriller Schrei der Gebärenden aus dem Schlafzimmer drang. Seit vielen Stunden ging das schon so. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten. Er scheute nur davor zurück, weil ständig Dienstboten wie aufgescheuchte Hühner mit Tüchern, Wasserschüsseln und nutzlosen Stärkungsmitteln ins Zimmer eilten und wieder herauskamen. Sie hätten ihn durch die offene Tür des großen

Salons, in dem er auf die Geburt seines ersten Sohnes wartete, sehen können.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus, ging mit großen Schritten in den Flur und packte eines der Dienstmädchen, das gerade aus dem Gebärzimmer kam, am Arm. »Hol mir Doktor Vernon heraus!«, befahl er barsch. Das Mädchen nickte schüchtern und lief ohne ein Wort zurück. Nur wenig später erschien der Arzt. Er hatte seinen Gehrock abgelegt und die Krawatte gelockert. Die Manschetten seines weißen Oberhemds waren mit feinen Blutströpfchen gesprenkelt.

»Warum geht es nicht endlich vorwärts?«, fragte Dumas ohne jegliche Höflichkeitsfloskel. »Sie hatten mir doch versprochen, dass es keine Komplikationen geben würde. Doch nun liegt Amélie bereits seit – er warf einen Blick auf die große Standuhr –, »seit sage und schreibe sechsundzwanzig Stunden in den Wehen.«

Doktor Vernon hob die Achseln. Flüchtig streifte sein Blick den Servierwagen, auf dem eine große Karaffe Cognac stand. Es war zwar erst zwei Uhr nachmittags, aber Dumas deutete die Geste richtig. Wortlos stand er auf und goss sich und dem Arzt ein großes Glas ein.

Dann wies er auf den Fauteuil gegenüber seinem eigenen Platz. Gewaltsam bezwang er sich. »Also, mit welchen Schwierigkeiten haben wir es zu tun?« Alphonse bemühte sich, seine Stimme ruhig zu halten.

Vernon trank erst einen großen Schluck, bevor er antwortete. »Das Becken Ihrer verehrten Frau Gemahlin ist schmäler, als es zunächst den Anschein hatte«, erklärte er dann. »Das Kind hat sich im Mutterleib leider nicht ausreichend gedreht. Das Köpfchen liegt immer noch nicht in Richtung des Geburtskanals.«

»Aber Sie hatten mir doch versprochen, dass sich alles zur

rechten Zeit fügen wird!« Jetzt schwang mühsam unterdrückter Zorn in Dumas' Stimme mit. »Die Hebamme, die ich auf Ihren Rat hin schon vor vier Wochen entlassen habe, hat genau das prophezeit. Sie jedoch haben behauptet, die Frau sei ein ungebilldetes Weib aus dem Volk. Der Säugling werde sich schon noch richtig lagern.« Auch er nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Doch wie es nun aussieht, haben Sie sich geirrt.«

Wieder hob Doktor Vernon die Schultern. »Gottes Wege sind unergründ...«, begann er bereits mit salbungsvollem Ton, als Alphonse ihm rüde das Wort abschnitt.

»Die alte Marianne hat gesagt, man müsse das Kind notfalls selbst im Mutterleib drehen. Warum tun Sie das nicht?«

Jetzt schürzte der Arzt empört die Lippen. »Aber ich bitte Sie, sehr verehrter Monsieur Dumas. Das natürliche Schamgefühl Ihrer jungen Frau« – er geriet ins Stottern – »berührt an so intimer Stelle von einem Mann, das ...«

»Wollen Sie Amélie und meinen Sohn eher sterben lassen?«, schnitt Alphonse dem Mediziner erneut das Wort ab. Dann fasste er einen Entschluss und sprang auf. Er zog heftig an der Klingelschnur, bis der Hausdiener herbeistürzte.

»Simon! Eilen Sie sofort auf die Butte und holen Sie die alte Marianne herbei!«

»Was für ein denkwürdiger Tag«, murmelte Marianne vor sich hin, während sie hinter dem Mädchen die Dienstbotentreppen in dem vornehmen Haus am Boulevard de Clichy bis ins zweite Stockwerk hinaufeilte. »Zwei Geburten so kurz hintereinander.«

Das Haus war eines der prächtigen Gebäude, wie sie in der nun schon über ein Jahrzehnt währenden Ära des Barons Haussmann, der das Zentrum von Paris modernisierte, auch am Fuß des Montmartre-Hügels entstanden waren. Es wies reiche Stuck-

verzierungen an der cremefarbenen Außenfassade auf. Bis auf einige Einzelheiten der Dekoration glich es seinen Nachbarn wie ein Ei dem anderen. Baron Haussmann legte allergrößten Wert darauf, dass alle Neubauten einer Straßenzeile bis hin zu den Fensterläden und den kunstvoll gedrechselten Balkongittern einander ähnelten.

Die komfortabelste Wohnung lag jeweils im zweiten Stockwerk dieser Gebäude. Sie bestand wie diejenige des wohlhabenden Kunsthändlers Alphonse Dumas aus zwölf Zimmern zu beiden Seiten eines lang gestreckten Flurs. Das großzügige, mit weißem Marmor verkleidete Badezimmer war bei den rückwärtigen Räumen eingerichtet, die als Schlaf- und Gästezimmer dienten.

Als die Hebamme die Zimmerflucht vom Dienstboteneingang her betrat, der sich in einem kurzen Flur vor der geräumigen Küche befand, verglich sie die Pracht dieser Behausung unwillkürlich mit der elenden Hütte, in der sie vor wenigen Stunden der kleinen Elise auf die Welt geholfen hatte. Selbst die Dienstbotenkammern gleich unter dem Dach des Neubaus waren bequemer als die Bretterbuden des Maquis. Obwohl auch sie den jahreszeitlichen Temperaturen ungeschützt ausgesetzt waren, wie Marianne wusste. Aber es stank wenigstens nicht so infernalisch darin wie droben auf der Butte, und das Ungeziefer beschränkte sich auf ein paar Bettwanzen und Stechmücken im Sommer.

Aus der Küche drang ein verführerischer Duft. Mariannes Magen begann zu knurren. Ihre Morgenmahlzeit war schon etliche Stunden her. Aber mit dem Geld, das sie hoffentlich heute verdienen konnte, würde auch sie sich ein Stück fettes Schweinefleisch leisten können und Jeanne am Abend etwas davon vorbeibringen.

Doch nun galt es, sich auf die Aufgabe zu konzentrieren, die vor ihr lag. Es war äußerst ungewöhnlich, dass eine einfache

Hebamme vom Hügel des Montmartre überhaupt mit einer so vornehmen Schwangeren wie Amélie Dumas in Kontakt kam. Vor einigen Monaten war sie Amélie zufällig auf dem Boulevard de Clichy begegnet, als diese von heftiger Übelkeit geplagt wurde. Da die feine Dame ohnmächtig zu werden drohte und das sie begleitende Dienstmädchen völlig überfordert schien, hatte Marianne sich ein Herz gefasst, die Schwangere angesprochen und sie nach Hause begleitet. Noch am gleichen Tag hatte sie Amélie die bewährte Kräutertinktur vorbeigebracht, mit der sie solche Leiden seit Jahren erfolgreich behandelte. Das Mittel hatte auch bei Amélie Dumas angeschlagen.

Während der nächsten Monate hatte Marianne dann regelmäßig in der Wohnung des Kunsthändlers vorgesprochen. Amélie hatte darauf bestanden, weiter von ihr betreut zu werden. Bis Marianne vor ungefähr vier Wochen gemerkt hatte, dass sich der Säugling im Mutterleib nicht so drehte, wie es vor einer Geburt normalerweise der Fall war. Ihre behutsamen Untersuchungen, vor denen die Schwangere schon längst nicht mehr zurückschreckte, hatten ergeben, dass das Kind verkehrt herum mit dem Steiß nach vorn in der Gebärmutter lag.

Doch sobald Amélie dies ihrem Mann mitgeteilt hatte, hatte der sich an jenen Kurpfuscher gewandt, der Marianne nun mit einem Glas Cognac in der Hand verächtlich musterte, als sie vorbeieilte. Dumas hatte sie selbst damals auf Anraten des Mediziners mit Dank für ihre bisherigen Dienste entlassen, ungeachtet des heftigen Protests der werdenden Mutter.

Schon auf der Treppe hatte Marianne die lauten Schreie vernommen, die aus dem Schlafzimmer drangen, in das sie nun eintrat. Mit einem Blick erfasste sie die kritische Situation. Das Gesicht der Gebärenden war rot gefleckt und von Schweiß bedeckt, die Wangen eingefallen, die Hände zu Fäusten geballt. Das Bett-

laken, auf dem Amélie aufgrund der sommerlichen Hitze ohne Decke lag, war mit Blut getränkt.

»Wie lange geht das schon so?«, raunte Marianne einem der Dienstmädchen zu, die hilflos um das Bett standen.

»Die Gnädige liegt seit dem vorigen Morgen in den Wehen«, antwortete das Mädchen zu Marianne Entsetzen im gleichen Flüsterton.

Einen Moment fühlte sie sich völlig mutlos. Man würde es ihr anlasten, wenn die Gebärende im Kindbett stürbe. Nicht diesem Scharlatan, der bislang offenbar nicht das Geringste ausgerichtet hatte, um der jungen Frau des Kunsthändlers zu helfen. Dann riss Marianne sich zusammen und straffte den Rücken.

»Ich brauche frisches heißes Wasser und gute Seife!«, herrschte sie eines der Dienstmädchen an, das sofort hinauseilte. Sobald es mit den gewünschten Dingen zurückgekehrt war, wusch Marianne sich gründlich die Hände und näherte sich der halb ohnmächtigen Amélie.

»Erkennen Sie mich noch, gnädige Frau?«

Amélie öffnete mühsam die verquollenen Augen und nickte. Dabei huschte für einen Moment ein Lächeln um ihre Lippen, ehe sich ihr Mund wieder vor Schmerz verzog. »Bitte, bitte, Marianne«, flehte sie tonlos. »Hilf du mir! Ich halte es nicht mehr aus.«

Marianne nestelte ein Fläschchen aus ihrer Tragetasche. Es enthielt eine schmerzstillende Mischung aus Zwiebelextrakt und Pfefferminzöl, der Marianne Laudanum beigemischt hatte. Sie füllte zwei Teelöffel in ein Glas und goss es mit Wasser aus der Karaffe neben dem Bett auf.

»Trinken Sie das!« Sie führte Amélie das Glas sanft an die Lippen und hob mit der anderen ihren Kopf an. Dabei entrang sich der Geplagten ein lautes Stöhnen.

Als das Mittel nach einigen Minuten zu wirken begann und sich Amélies Augen schlaftrig schlossen, tastete Marianne vorsichtig ihren Körper ab.

»Jetzt musst du sehr tapfer sein, meine Liebe«, murmelte sie vor sich hin, bevor sie ihre Hand mit reinem Gänsefett einrieb und sanft in den Unterleib einführte. Mit der anderen Hand drückte sie vorsichtig Amélies Bauch. Zum Glück gelang ihr rasch, was der hochgelehrte Arzt erst gar nicht versucht hatte. Mit geübten Griffen drehte sie den Säugling im Leib der nun vor Schmerz Wimmernden in die richtige Lage.

Doch danach waren die Wehen zu schwach, um das Kind endgültig auszutreiben. Seufzend griff Marianne nach einem weiteren Mittel und flößte es Amélie ein. Mit markerschütternden Schreien brachte diese eine halbe Stunde später endlich ein kleines Mädchen zur Welt.

»Wie? Es ist überhaupt kein Sohn?«

Fassungslos starre Alphonse Dumas die Hebamme an. Die schüttelte den Kopf.

»Nein, Ihre werte Frau Gattin hat ein entzückendes Töchterchen zur Welt gebracht.«

»Doch nun ist es Zeit für dich zu gehen«, mischte sich Doktor Vernon ein. »Es bedarf eines erfahrenen Wundarztes, um der Kindsmutter eine angemessene Nachbehandlung angedeihen zu lassen.«

Wie betäubt fügte sich der Kunsthändler der energischen Anweisung des Arztes. Er nestelte zwei Fünf-Francs-Stücke aus seiner Westentasche und reichte sie Marianne. Noch bevor sie ihren Dank aussprechen konnte, trat er ans Fenster und drehte ihr den Rücken zu. Die Hebamme knickste kurz und verabschiedete sich.

»Ein Mädchen!« Der Kunsthändler konnte es immer noch nicht fassen. »Nach zwei männlichen Fehlgeburten jetzt nur ein Mädchen.«

»Es tut mir sehr leid für Sie«, täuschte Doktor Vernon Mitgefühl vor. Dann begab er sich wieder selbst ins Krankenzimmer.

»Ihre Frau hat einen guten Schutzenengel gehabt, dass sie diese Geburt überlebt hat«, konstatierte er selbstzufrieden, als er nach einiger Zeit in den Salon zurückkehrte. Dann holte er hörbar Luft.

»Doch lassen Sie mich Ihnen einen guten Rat geben, mein lieber Dumas«, fuhr er salbungsvoll fort. »Sie sollten Ihrer jungen Frau keine weitere Schwangerschaft zumuten. Es ist nicht davon auszugehen, dass sie noch einmal ein lebendes Kind zur Welt bringen kann. Stattdessen wird sie das nächste Mal mit hoher Wahrscheinlichkeit im Kindbett sterben.«

Wie von der Natter gebissen, fuhr Dumas herum. »Aber ... Aber ... Wie soll ich das denn verhindern?«

Erst als der Arzt ihn abschätzig musterte, wurde Alphonse klar, was er gemeint hatte.

»Monsieur, ich bin ein Mann in den besten Jahren«, protestierte er heftig. »Gerade einmal vierunddreißig Jahre alt. Und Amélie wird erst dreißig! Sie können doch nicht von mir erwarten, dass ich bis zu meinem Lebensende auf jeden ehemaligen Verkehr verzichte!«

»Na, na.« Vernon klopfte Dumas mit einer Mischung aus Gerngschätzung und Wohlwollen auf die Schulter. »In Paris wimmelt es nur so von hübschen Frauen jeden Alters, jeder Figur und jeder Haarfarbe. Man nennt Paris nicht umsonst die Stadt der Liebe. Da sollte es einem Herrn wie Ihnen, strotzend vor Männeskraft, begütert dazu und mit den allerbesten Manieren, doch nicht schwerfallen, ausreichend Ersatz zu finden.«

TEIL 1

Späte Kindheit

❖ Kapitel 1 ❖

IN EINER WÄSCHEREI IN MONTMARTRE

12. JULI 1878

»Maman«, maulte Louise Weber zum wiederholten Mal. »Wie lange muss ich denn diese blöde Arbeit noch machen? Heut ist doch mein Geburtstag.«

Ihre Mutter Madeleine blickte kurz von dem Plätteisen hoch, mit dem sie gerade ein Herrenhemd bügelte.

»Ich hab dir schon mal gesagt, dass ich das nicht entscheiden kann«, antwortete sie. »Die Vorarbeiterin teilt uns ein. Geh und frag Jeanne, wenn du was von ihr willst.«

»Warum fragst du sie denn nicht?«, unternahm Louise einen weiteren Versuch. »Auf dich hört sie doch viel eher!«

»Weil du selbst schuld bist, wenn du heute die Plätteisen schrubben musst«, entgegnete ihre Mutter kurz angebunden. »Schließlich bist du fast eine halbe Stunde zu spät aus der Schule gekommen.«

»Aber dafür kann ich doch nix!«, begehrte Louise auf. »Das war doch die doofe Nonne, die mir diese Strafarbeit aufgebrummt hat.«

»Du wirst schon wissen, warum du die verdient hast. Und jetzt will ich kein Wort mehr darüber hören!«, beendete Madeleine Weber die Diskussion.

Mürrisch griff Louise wieder zu der Bürste und fuhr fort, die braun eingebrennten Stärkeflecke auf der Unterseite des Bügel-

eisens zu scheuern. Dies war in der Tat eine der unbeliebtesten Arbeiten für die Lehrmädchen in der Büglerei. Immer wieder passierte es, dass die auf dem Ofen erhitzen Plätteisen noch zu heiß waren, wenn gestärkte Wäschestücke damit bearbeitet wurden. Dann brannte sich die Stärke ins Eisen ein, das damit zunächst unbrauchbar wurde. Denn verwendete man es weiter, übertrugen sich die Flecke unweigerlich auf die Wäschestücke und ließen sich kaum mehr entfernen.

Elise, die die ganze Szene von ihrem eigenen Arbeitsplatz aus beobachtet hatte, stand plötzlich auf. Sie hatte wie die fast gleichaltrige Louise Weber vor einigen Wochen Geburtstag gehabt und an diesem Tag sogar von ihrer Mutter Jeanne den halben Nachmittag frei bekommen.

Einerseits wusste sie gut, warum Louise dieser Vorzug trotz ihres heutigen zwölften Geburtstags verwehrt wurde. Denn Louise kam häufig zu spät, auch wenn sie nicht in der Klosterschule nachsitzen musste, die die Mädchen am Vormittag besuchten. Sie trieb sich an anderen Tagen nach der Schule noch in den Gassen von Montmartre herum, stibitzte hier einen Apfel von einem Marktkarren und schwatzte da, frühreif, wie sie war, mit einem der jungen Burschen, die überall herumlungerten.

Bei der Arbeit in der Büglerei trödelte sie meistens herum und war sogar langsamer als Simone, Elises ungefähr ein Jahr jüngere Schwester. Vor unangenehmen Arbeiten, wie dem Reinigen der Bügeleisen, aber auch dem Vorsortieren der schmutzigen Wäsche, die meistens erbärmlich stank, pflegte Louise sich zu drücken, sooft sie konnte.

Trotzdem tat Louise Elise heute leid. In der Wäscherei hatte bislang niemand Notiz von ihrem Geburtstag genommen, geschweige denn ihr dazu gratuliert. Ihre Mutter Madeleine hatte daheim auch keinen Kuchen für sie gebacken, wie Jeanne vor

einigen Wochen für Elise. Das hatte ihr Louise in der Schule erzählt.

Meistens bewunderte Elise ihre Freundin, die sich viel mehr traute als sie selbst. An manchen Tagen musste Louise ihr vorlauftes Wesen und ihre Streiche aber auch büßen. Doch ausgerechnet am Geburtstag, neben Weihnachten und Ostern der wichtigste Feiertag im Jahr, sollte man es gut haben, fand Elise.

Jetzt streckte sie die Hand nach dem Plätteisen aus. »Komm, ich tausche mit dir«, bot sie an. »Du kannst derweil die Taschentücher bügeln, die Simone dann zusammenlegt. Nimm es als mein Geburtstagsgeschenk!«

Das ließ sich Louise nicht zweimal sagen. Denn diese Arbeit machte jedes der Mädchen gern.

Elise ignorierte die gerunzelte Stirn ihrer Mutter, die gerade aus dem hinteren Raum der Wäscherei kam, wo die schmutzige Wäsche gelagert wurde. Jeanne Lambert hatte sich im Lauf der Jahre systematisch hochgearbeitet. Den trunksüchtigen und zunehmend gewalttätigen Jacques Morin hatte sie schon kurz nach der Geburt ihrer zweiten Tochter Simone verlassen. Mithilfe der alten Hebamme Marianne, die tagsüber auf die Mädchen aufpasste, hatte sie zunächst in dieser Wäscherei als einfache Waschfrau angefangen.

Die Tätigkeit am eigenen Waschfass hatte sie nur zu gern gegen die harte Arbeit im städtischen *Lavoir* eingetauscht. Denn im Waschhaus gab es immerhin fließendes Wasser, sowohl heiß als auch kalt, das nicht mühsam vom Brunnen in die eigene Hütte geschleppt werden musste. Ihr Lohn betrug zwar nur zwei Francs pro Tag und damit weniger als an einem guten Tag am eigenen Fass. Dafür wurde er jeden Abend ausgezahlt.

Schnell war Jeanne aufgrund ihres Fleißes zur Waschmeisterin aufgestiegen, wie man die Vorarbeiterin der Wäscherei-

nen nannte. Dann bot ihr Madame Claude, die Besitzerin der Wäscherei, die anspruchsvollere Arbeit als Büglerin an. Sie war zwar ebenfalls anstrengend, aber nicht ganz so hart. Schließlich war Jeanne auch hier zur Vorarbeiterin aufgestiegen. Sie nahm die schmutzige Wäsche der Kundinnen an, verteilte sie an die Waschfrauen, sorgte dafür, dass sie rechtzeitig getrocknet wurde, und gab die Wäschestücke schließlich den vier Plätterinnen, je nachdem wie kunstfertig sie beim Bügeln waren.

Die schwierigsten Arbeiten übernahm Jeanne immer noch selbst. Dazu gehörten die oft mit Rüschen und Spitzen besetzten Hauben, die, perfekt gebügelt, immerhin sechs Sous pro Stück als Bezahlung einbrachten.

Jeanne selbst verdiente inzwischen mit vier Francs pro Tag das Doppelte ihres ursprünglichen Lohns. Doch auch in Montmartre wurde das Leben immer teurer. Mariannes schäbiges Holzhaus im Maquis, wohin sie sich mit ihren Töchtern zunächst geflüchtet hatte, hatten alle schon vor Jahren verlassen und waren in eine kleine Mansarde in der Rue Tourlaque gezogen.

Inzwischen lebten die vier sogar im Erdgeschoss des Hauses in einer geräumigen Wohnung mit drei Zimmern und dem Abtritt auf dem Flur. Ein Luxus, der Jeanne jedoch eine erkleckliche Miete kostete. Den Franc, den ihre beiden Töchter zusätzlich mit ihrer Mithilfe in der Plättgerei am Nachmittag verdienten, konnte sie daher gut gebrauchen.

Wenn Elise in einem Jahr die Klosterschule beendet hätte, würde auch sie in der Plättgerei weiterarbeiten dürfen, ohne sich zuvor als Waschfrau halb tot schuften zu müssen. Das hatte Jeanne mit Madame Claude schon vor einiger Zeit vereinbart.

Zwei Stunden später näherte sich der Arbeitstag seinem Ende. Zu diesem Zeitpunkt wurde die gebügelte Wäsche an die Kun-

dinnen ausgeliefert, die sie nicht selbst abholen wollten. Dafür waren in erster Linie die vier Büglerinnen zuständig, die sich die schweren Weidenkörbe mit der Wäsche an einen Ellenbogen hängten, bevor sie damit losstapften. Gab es viel auszuliefern, halfen die Waschfrauen mit.

Der Anblick dieser Frauen mit ihrer schweren Last war für Montmartre mittlerweile genauso typisch wie die vielen Maler, die jede Ecke des Stadtteils im Freien auf ihre Leinwand bannten. Es blieb nicht aus, dass fast alle Künstler irgendwann auch einmal ein Bild einer solchen Wäscheausrägerin zeichneten oder malten.

Heute Abend hatte Jeanne mit der Auslieferung der Wäsche allerdings ein Problem. Corinne, eine der Büglerinnen, hatte sich die rechte Hand an einem Plätteisen verbrannt. Die Stelle war mittlerweile rot angeschwollen und mit Brandblasen übersät. Jeanne konnte froh sein, wenn Corinne morgen überhaupt zur Arbeit erschien. Auf keinen Fall wollte sie ihr zumuten, heute Abend noch Wäsche auszutragen. Die Waschfrauen, die ihren Arbeitstag früher als die Büglerinnen begannen, waren längst zu Hause.

Die Mädchen hatten den Unfall und die nachfolgenden Maßnahmen und Diskussionen natürlich mitbekommen. »Ich laufe dann eben zweimal«, bot Madeleine Weber an. Doch Jeanne schüttelte resigniert den Kopf.

»Auszgerechnet heute liegen die Wohnorte der Kundinnen, die auf die fertige Wäsche warten, sehr weit auseinander. Wir haben eine Lieferung an die Place du Tertre, gleich neben der neuen Basilika, die sie da bauen. Eine andere ist für die Wirtin der Moulin de la Galette, der Weg dorthin ist ebenfalls steil. Die beiden letzten müssen in den Boulevard de Clichy und den Boulevard de Rochechouart. Aber wieder an den entgegengesetzten Enden der Straßen.«

Sie seufzte. »Es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als selbst zu gehen. Dabei habe ich gleich ein Treffen mit Madame Claude vereinbart. Ich wollte sie davon überzeugen, einen neuen Plättlofen zu kaufen. Den brauchen wir dringend, der alte ist mittlerweile viel zu klein. Aber ihr wisst ja, dass sie jeden Centime dreimal umdreht, bevor sie ihn ausgibt.«

Auf dem Plättlofen wurden auf eigens dazu eingerichteten Flächen die Bügeleisen erhitzt. Der Ofen sorgte außerdem für die zum Trocknen der Wäsche nötige Hitze.

»Außerdem ist dann niemand hier, um die Kasse zu machen. Das wird Madame Claude nicht gefallen.«

Die Besitzerin der Wäscherei bestand darauf, dass die Austrägerinnen den eingenommenen Lohn noch am gleichen Abend abliefernten. So konnten auch etwaige Reklamationen der Kundinnen über fehlende oder beschädigte Wäschestücke sofort registriert werden. Das kam zwar nur noch selten vor, seit Jeanne Vorarbeiterin war. Aber auszuschließen war es nicht.

Schließlich fasste Jeanne einen Entschluss. »Corinne, bleib bitte hier und sag Madame Claude Bescheid, dass ich mich verspäten werde. Vielleicht wartet sie ja auf mich. Und ihr anderen liefert euren Lohn bei Corinne ab, wenn Madame Claude doch schon fort ist.«

Sie griff nach einem der Wäschekörbe, als Louise plötzlich die Hand hob. »Ich hab 'ne Idee, Madame Lambert.« Die Lehrmädchen mussten die Vorarbeiterin siezen. »Wenn Elise und ich den Korb an zwei Seiten tragen, bringen wir ihn wenigstens den Berg hinab. Das schaffen wir doch, oder?« Sie zwinkerte Elise zu.

Die war zwar überrascht, hatte aber keine Einwände. Nach kurzer Überlegung stimmte auch Jeanne dem Plan zu. »Ich gebe euch die Wäsche für Madame Lefèbre mit. Ihre Wohnung liegt

unten am Boulevard de Clichy, am nächsten von hier aus. Kassieren müsst ihr den Waschlohn nicht. Madame Lefèbre ist eine unserer ältesten Kundinnen und wird die Rechnung beim nächsten Mal mit bezahlen.«

Gesagt, getan. Wenige Minuten später schleppten die beiden Mädchen den schweren Korb zwischen sich die Rue Lepic hinab, die auf den Boulevard de Clichy mündete. Plötzlich bog Louise ab und zog Elise samt dem Korb in einen engen Hof, der von der Straße aus nicht einsehbar war. Elise glaubte, dass Louises Blase voll war und sie sich erleichtern wollte. Doch zu ihrem Entsetzen begann die Freundin, die Wäsche im Korb zu durchsuchen, nachdem sie ihn abgestellt hatte. Ihre Augen blitzten, ihre Zungenspitze schob sich zwischen die Lippen.

Schließlich zog sie ein blau-gelb gestreiftes Kleid aus glänzendem Stoff hervor, das an Ärmeln und Saum mit Rüschen garniert war, und hielt es sich vor den Leib. Es schien ungefähr ihre Größe zu sein.

»Das Kleid hat mir schon so gut gefallen, als Corinne es heute gebügelt hat«, erklärte sie der ratlosen und verwirrten Elise. »Vor allem wegen dem weiten Rock.«

Elise kam plötzlich ein furchtbarer Verdacht. »Willst du es etwa stehlen?« Sie schnappte nach Luft. »Schlag dir das aus dem Kopf! Du weißt doch, dass meine Maman jedes Wäschestück aufschreibt, das abgegeben wird. Wenn was fehlt, erst recht so ein schönes Kleid, merkt sie es doch sofort. Du wirst dir höchstens eine mächtige Tracht Prügel einhandeln.«

»Ach was!«, wiegelte Louise mit einem verschmitzten Grinsen ab. »Man muss nur wissen, wie man so was richtig anstellt.« Vor den Augen der weiterhin fassungslosen Elise faltete sie das Kleid und steckte es in eine Tragetasche aus Baumwollstoff, die sie unter ihrem Rock hervorgezogen hatte. Dann hängte sie sich

die Tasche über die Schulter, nicht ohne sie vorher sorgfältig zu zubinden.

Elises Verdacht verstärkte sich. »Du hast das schon vorher geplant!«, wurde ihr klar. »Du wusstest, dass dieses Kleid hier in unserem Wäschekorb ist.«

Louises Grinsen vertiefte sich. »Nicht genau, aber ich hab's gehofft.«

Angesichts von Elises Gesichtsausdruck fügte sie rasch hinzu: »Nun hab dich nicht so! Ich will es mir doch nur ausleihen, nicht stehlen. Madame Lefèbre sagen wir einfach, es ist in der Wäscherei vergessen worden, und bringen es morgen vorbei.«

»Wofür willst du dir das Kleid denn *ausleihen*?«

»Was glaubst du wohl? Heute Abend gibt's 'nen Ball in der Moulin de la Galette. Wenn ich schon sonst keine Geburtstagsfeier hab, will ich wenigstens da hingehen.«

»Und deine Mutter erlaubt dir das?«

Louise schürzte verächtlich die Lippen. »Natürlich nicht. Die glaubt, dass ich längst schlafe, wenn ich mich aus dem Fenster davonschleiche. Der Ball geht bis Mitternacht. Ein wenig davon krieg ich auf jeden Fall noch mit. Und du weißt doch, ich tanz so gern.« Einen Augenblick lang verdunkelten sich ihre graublauen Augen. »Mein Papa hat mir schon den Chahut beigebracht, als ich erst vier war.«

Elise nickte. Louise erzählte manchmal von ihrem bei einem Unfall früh verstorbenen Vater. Er war Dachdecker von Beruf gewesen und eines Tages infolge eines Sturzes in die Tiefe gestorben.

Der Chahut wiederum war ein Tanz, der viele Jahre lang sogar als unanständig verboten gewesen war, weil die Tänzerinnen dabei ihre Beine unter den Röcken in die Luft warfen.

»Heute tanzt man allerdings den Cancan«, erklärte Louise.

»Da hebt man die Röcke sogar richtig hoch, damit man die Beine auch sehn kann.«

»Du willst also mit diesem gestohlenen Kleid heut Nacht den Cancan in der Moulin de la Galette tanzen?« Elise konnte es noch immer nicht fassen. »Das Kleid wird dabei doch ganz zerknittert. Vielleicht muss es sogar noch mal gewaschen werden.«

»Ich pass schon gut drauf auf!«, versicherte Louise. »Und wenn trotzdem was passiert, lass ich mir irgendwas einfallen. Aber du merk dir eins: Wer nix wagt, der gewinnt auch nix.«

❖ Kapitel 2 ❖

KUNSTGALERIE VON ALPHONSE DUMAS

JULI 1878

Valérie wischte sich unwillkürlich eine Strähne ihres rötlich braunen Haars aus der Stirn, die sich aus ihrer Zopffrisur gelöst hatte. Dabei merkte sie nicht, dass sich Spuren von Farbe von ihrer Hand auf die Haut übertrugen.

Obwohl die Kunstgalerie ihres Vaters in einem schattigen Teil der Rue Laffitte lag, hatte sich die drückende Hitze der vergangenen Tage inzwischen auch in den weitläufigen Räumen ausgebreitet. Es nutzte nichts, die mit einem kunstvollen schmiedeeisernen Gitter gesicherte Glastür zu öffnen, da draußen kein Lüftchen wehte.

Valérie lehnte sich auf ihrem hölzernen Hocker ein wenig zurück und betrachtete ihr Gemälde. Es war ein Stillleben mit einer Vase, in der ein bunter Blumenstrauß aus verschiedenfarbigen Dahlien steckte. Valérie kaufte täglich eine dieser Blumen von ihrem Taschengeld an einem Stand auf dem Boulevard de Clichy und nahm die Blüten als Modell, um sie naturgetreu nachzumalen.

Das Bild sollte ein Geburtstagsgeschenk für ihre Mutter Amélie sein. Sie würde in wenigen Wochen fünfunddreißig Jahre alt werden. Nach den Begriffen ihrer Zeit war sie damit eine Frau in mittleren Jahren, die die Blüte ihrer Jugend längst hinter sich hatte. Dahlien gehörten zu ihren Lieblingsblumen.